



Nasen und Nasenstüber

„Too Jewish?": Eine provokante Ausstellung über jüdische Identität in den USA

Von Gabriele Chwallek

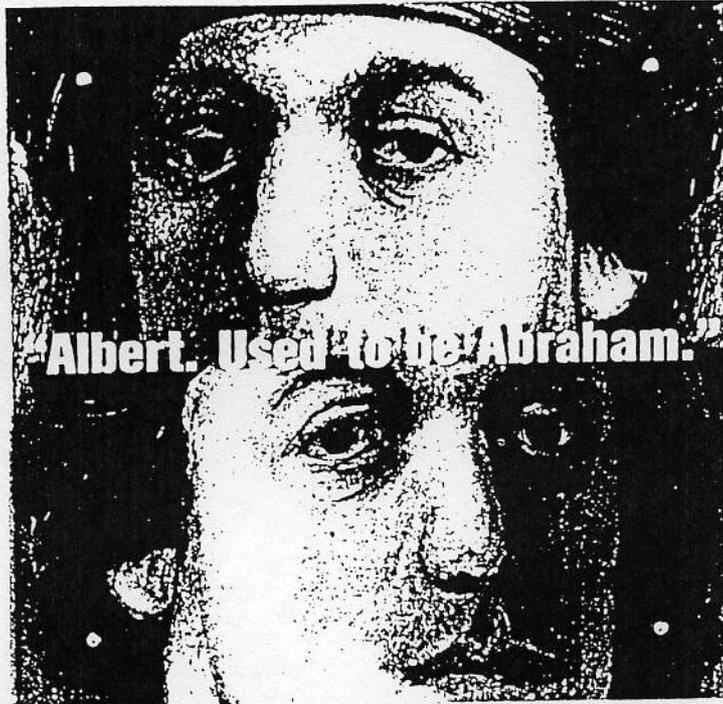
„Warum kann ich nicht den Davidstern am Hals tragen wie meine Freunde, die Christen sind, es mit ihrem Kreuz tun?“ fragt ein Mädchen seine Mutter. „Honey“, lautet die Antwort, „warum sollten wir das an die große Glocke hängen?“ Das Gespräch ist Teil eines Videos, das seit kurzem im Jüdischen Museum San Francisco zu sehen ist. Es gehört zu einer provokanten Ausstellung mit dem Titel „Too Jewish? Challenging Traditionell Identities“. Übersetzt: „Zu jüdisch? Die traditionellen Identitäten herausfordern“.

In der Ausstellung geht es um die Frage, wie sich die Juden in Amerika selbst definieren und wie sie von anderen definiert werden. Es geht darum, mit Stereotypen aufzuräumen, die der jüdischen Bevölkerung aufgezwungen wurden - und die sie sich selbst aufgezwungen hat, um sich dem „amerikanischen Stil“ anzupassen. Und das mit einer stark ausgeprägten Selbstironie, mit Humor und mit zum Teil erstaunlich drastischen Mitteln. Was einen Kommentator in der „New York Times“ zur Feststellung veranlaßte: „Wäre meine assimilierte Großmutter nicht schon tot, dann hätte sie diese Ausstellung glatt umgebracht.“

Die Sammlung von 45 Werken überwiegend junger Künstler hatte bei ihrer Premiere im New Yorker Jüdischen Museum für Diskussionen gesorgt. Auch im Vorstand des Museums in San Francisco gab es Bedenken, wie Direktorin Linda Steinberg bestätigt. Menschen, die meinten, daß jüdische Museen ein behaglicher, warmer Platz sein müßten, „werden diese Ausstellung nicht mögen“. Aber es müsse ein Forum geben, um Herausforderungen anzunehmen.

Künstler haben in den letzten Jahren ihre Werke zunehmend dazu benutzt, sich mit ihrer ethnischen Identität auseinanderzusetzen - sei es das indianische, lateinamerikanische oder afro-amerikanische Erbe. Wie Linda Steinberg erläutert, fanden Juden eine ähnliche Selbstdefinierung noch vor kurzer Zeit nicht so wichtig. Nach langen Jahren mit dem Wunsch, in den Schmelztiegel Amerika einzutauchen, wuchs das Unbehagen über mögliche Verluste durch die Amerikanisierung nur langsam. Norman Kleblatt vom Jüdischen Museum New York und Initiator der Ausstellung weist darauf hin, daß bei aller Assimilierung die Verschmelzung nie gänzlich gelungen sei. Im Hintergrund habe bei vielen Juden stets ein Spannungsfeld zwischen „Dazugehören und trotzdem Außenseiter sein“ bestanden. Die an der Ausstellung beteiligten 23 Künstler erkundeten diesen Konflikt.

Die provokative Schau mit Werken von Art Spiegelman, Dennis Kardon, Cary Leibowitz, Rhonda Lieberman und anderen bringt die Problematik in wenigen Sätzen auf den Punkt. „Wer sind wir? Wie stellen wir uns dar? Wie werden wir dargestellt?“ heißt es in englischer Sprache am Eingang



„Albert. Used to be Abraham“: Ken Aptekar verfremdete ein holländisches Gemälde, um das Bestreben vieler Juden nach Assimilation zu verdeutlichen. Foto: Beagher

zum Museum. Linda Steinberg fügt die Frage hinzu: „Definieren wir uns überhaupt selbst oder übernehmen wir unsere Definition von anderen Kulturen?“

Die Ausstellung besteht aus Puppen, Skulpturen, Malereien, Zeichnungen, Videos und schöpferischen Kompositionen, die sich mit alten Traditionen ebenso auseinandersetzen wie mit der modernen Volkskultur. Gleich zu Beginn fällt eine große Schaufensterpuppe ins Auge. Sie trägt ein Ensemble aus Jean Paul Gaultiers umstrittener chassidischer Winterkollektion 1993 - Schlafenloken eingeschlossen. Daneben heißt es an der Wand aus der Feder des Modeschöpfers: „Diese Kollektion befaßte sich nicht nur mit jüdischer Kultur, sondern sie galt allen Minderheiten. Wenn du zurückgewiesen wirst, ist es besser, dich nicht selbst zu verstecken.“

Um die äußerliche Darstellung oder auch Selbstdarstellung geht es in einem großen Teil der Kunstsammlung. So stehen unter Glas zwei Barbie-Puppen - die Verkörperung des amerikanischen weiblichen Schönheitsideals. „Nicht ohne Grund war es eine nette jüdische Lady, die Barbie erfunden hat“, schreibt Autorin und Künstlerin Rhonda Lieberman im Ausstellungskatalog. Die Barbie-Puppen (kreiert von Ruth Handler) wurden in die Sammlung aufgenommen, um das Stre-

ben jüdischer Frauen zu verdeutlichen, eine „schöne Amerikanerin“ zu sein.

Das Thema wird vor allem in der Abteilung „Neubesinnung auf den ethnischen Körper“ aufgegriffen - der wohl provozierendste Teil der Ausstellung. Denn nicht jeder hat es gern, wenn Äußerlichkeiten aufs Korn genommen werden, die man an sich selbst finden kann. Eine Video-Darstellung, wie Juden in der Regel im US-Fernsehen und im Film aussehen, ist dabei noch die leichteste Kost. Man komme erst einmal zu den Nasen. Die „jüdische Nase“ hat in „Too Jewish?“ zweifellos einen Ehrenplatz, was, den Mut der Künstler zur Provokation besonders stark unterstreicht.

So hat Dennis Kardon in „Jewish Noses“ 49 Riecher prominenter Juden aus der New Yorker Kunstwelt nachgebildet. Die „Erker“, die in ihrer Vielfalt natürlich zeigen, daß es „die jüdische Nase“ nicht gibt, hängen gesammelt an der Wand. Um Nasen geht es auch in Deborah Kass' „Four Barbras“, eine Art jüdische „Jackie-Serie“. Hier hat die Künstlerin Barbra Streisands berühmten „Zinken“ im Profil dargestellt und damit zugleich Andy Warhols Präferenz fürs klassische, daß heißt, angelsächsische Schönheitsideal à la Jackie Kennedy, Liz Taylor und Marilyn Monroe aufgespießt. Zeichnungen

von Adam Rulson greifen das Thema Nase „blutiger“ auf. Unter dem Titel „Nose Job“ wird man zum Beobachter einer Nasenoperation. Damit weist der Künstler auf den Traum vieler Jüdinnen hin, sich durch äußerliche Korrektur dem Bild der perfekten Amerikanerin anzupassen.

Nurit Newman greift das Stereotyp von der Jüdin als einer „verwöhnten Prinzessin“ auf. Von der Decke baumeln rund 120 Kronen aus Salzgebäck mit Steinklunkern. Im Hintergrund läuft ein Video, das eine verwöhnte „jüdisch-amerikanische Ziege“ (so das dargestellte Stereotyp) dabei zeigt, wie sie das lockige Haar mit einem Brennstab zu glätten versucht.

„Was macht eine jüdisch-amerikanische Prinzessin zum Abendessen? Eine Reservierung in einem Restaurant“, gibt der „San Francisco Chronicle“ in seiner Ausstellungskritik einen in den USA gängigen Witz wieder. Der Kommentator meint, daß dieses Stereotyp in der Ausstellung optimal aufgegriffen werde. „Albert used to be Abraham“ von Ken Aptekar greift das Thema der „äußerlichen Assimilation“ in anderer Form auf. Hier wird ein altes holländisches Gemälde zweimal gezeigt. Dicke Buchstaben erwecken den Eindruck, als sei der Abgebildete ein Jude, der seinen Namen geändert hat, um seine jüdische Herkunft zu verbergen.

In der Abteilung „Volkskultur“ geht es im wesentlichen um die Frage, inwieweit sich die jüdische Bevölkerung von amerikanischen Lebensweisen beeinflussen läßt. „Barbra Bush“ von Rhonda Lieberman etwa verdeutlicht das „jüdische Verlangen nach einem Weihnachtsfest“. Die Künstlerin hat das mit einem künstlichen Weihnachtsbaum verdeutlicht, an dem Sterne mit dem Konterfei von Barbra Streisand baumeln. Von Cary Leibowitz und Rhonda Lieberman stammt das unorthodoxe Werk „Chanel Hanukkah“. Es besteht aus einer Chanel-Handtasche, aus der Lippenstifte in der Form einer Chanukia herausragen. Die Komposition soll das Bemühen verdeutlichen, modernen „Consumer“-Stil mit religiösen Bedürfnissen zu vereinbaren.

„Wiederfindung des Rituals“ heißt eine weitere Abteilung der Ausstellung. Kernstück ist eine „Komposition“ von Helene Aylon mit dem Titel „The Liberation of G-D“. Zwei Video-Monitore zeigen die Künstlerin beim Lesen der Hebräischen Bibel und beim Markieren von allen Passagen, die Gott in männlichen Formulierungen beschreiben. Der Museumsbesucher kann in den Bibelwerken nachblättern, um sich von der gründlichen Arbeit der Feministin zu überzeugen.

Im Vorwort des Ausstellungskatalogs schreibt die Kunsthistorikern Linda Nochlin: „Die bewundernswerte Errungenschaft von „Too Jewish?“ ist, daß die Ausstellung jüdische Stereotypen zerstört oder überspitzt darstellt (zum Guten oder Schlechten) und zugleich mit Macht und Witz die Bandbreite jüdischer Identitäten wachruft. Das ist nicht gerade wenig. Von hoher Theorie bis zur Massenmedien-Repräsentation, von der Kitsch-Menora zur Haute Couture wirft „Too Jewish?“ Fragen auf, ohne leichte Antworten anzubieten.“

„Too Jewish?“ wird bis zum 5. Januar in San Francisco zu sehen sein. Dann wandert die Ausstellung nach Los Angeles.